



Fränkische Briefe.

II.

Liebe Landsleute!



ch gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß so mancher Leser meines ersten Briefes etwas beunruhigt den Kopf geschüttelt hat. So mancher Nichtfranke, der sonst gegen uns gleichgültig ist und dem meine Zeilen nur zufällig zu Gesicht gekommen sind, und vielleicht auch so mancher Ängstliche unter Euch mag gesagt haben: „In einer Zeit, wo sich eine so wundersame Einigung Deutschlands vollzogen hat, wo hinter dem Namen und Begriff Deutschland alles Trennende zurücktritt, ausgerechnet in einer solchen Zeit will uns einer von Frankentum reden? Will einer (heraus mit dem Wort!) — „will einer Partikularismus treiben?“

Partikularismus! Die Galle steigt mir schon ein wenig auf, wenn ich dieses kostbarliche Wort zu hören oder zu lesen gezwungen bin. Ich will nicht davon reden, daß auch dieser „-ismus“ zu der großen Herde jener lateinisch-griechischen Zwitterschafe gehört, die wir unseren vielgeliebten Vatern, den Engländern verdanken, und auch nicht davon, daß wir jederzeit imstande sind, das Wort in seinen verschiedenen Anwendungen durch gut deutsche Bildungen zu ersezzen. Aber es ist ärgerlich, daß dieses Schlagwort schon so oft böswilliger Geringsschätzung und Verdächtigung diente durch den Mund von Leuten, welche arg in Verlegenheit gerieten, wenn man von ihnen eine Erklärung des Begriffs Partikularismus forderte. Habt Ihr nicht schon duzendmal das Lied vom deutschen Partikularismus gehört, der alles Böse verursacht habe, was jemals über unser deutsches Volk gekommen ist? Habt Ihr vielleicht nicht selber dieses Lied kräftig mitgesungen? Und habt Ihr nicht schon Leute gehört, die mit frommem, schmerzerfülltem Blick feststellten, daß auch im neuen Deutschen Reich „der Partikularismus leider immer noch nicht ganz verschwunden sei“? —

Wir wollen dem Wort zu Leibe rücken. Im Lateinischen heißt particula „das kleine Teilchen“, particularis ist alles, was sich auf einen solchen kleinen Teil bezieht. Bestrebungen, die sich auf den Teil eines Ganzen beziehen, sind Teils- oder Sonderbestrebungen, und Partikularismus heißt also „Sondergeist“. Dieser Sondergeist kann einen doppelten Ursprung haben: beruht er auf dem Vorhandensein verschiedener Stämme innerhalb eines größeren Volkes, so ist er ein natürlicher, ein völkischer Sondergeist; geht er auf das Vorhandensein einzelner Staatengebilde zurück, so haben wir den politischen Partikularismus. Das ist aber nun der Mizbrauch, der mit dem Wort getrieben wird, daß Unkenntnis oder böser Wille allerhand Schlimmes, das der politische Partikularismus tatsächlich verschuldet hat, dem Stammessondergeist in die Schuhe schieben will. Vor allem soll der Verfall des alten Deutschen Reiches und das politische Elend unseres Volkes während der letzten Jahrhunderte dieses Reiches der gegenseitigen Abneigung der deutschen Stämme zuzuschreiben sein. Wie steht die Sache?

Wenn im alten Deutschen Reich ein König starb, so ertönte nicht wie in Frankreich der Ruf: „Der König ist tot, es lebe der König!“ Der neue deutsche König mußte erst gewählt werden. Das geschah im Anfang durch Vertreter der einzelnen Stämme oder durch die Versammlung aller wehrhaften deutschen Männer. Stand ein kraftvoller Held zur Wahl, dessen Persönlichkeit alle Sonderbedenken zerstreute, so konnte es zu so gewaltigen Kundgebungen kommen, wie sich eine im Jahre 1024 ereignete. Der deutsche Heerbann hatte sich damals am „grünen Rheinstrom zwischen Worms und Mainz“ zur Königswahl versammelt:

„Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen samt der slaw'schen Nachbarschaft,
Die Bayern, die Ostfranken und die Schwaben;
Am linken lagerten die rhein'schen Franken,
Die Ober- und die Niederlothringer.“

Uhland.

Und als der Erzbischof von Mainz den Gewählten, Konrad II., dem deutschen Volke vorstellte, da erscholl „donnergleich, oft wiederholt der Beifallsruf“ von Deutschlands Männerblüte ... Und sie wallten den Strom entlang nach Mainz, wo im erhabenen Dom der König die heilige Weihe der Salbung empfing.

Nicht immer war es, blieb es so. Seit der Wahl Rudolfs von Habsburg nahmen sieben Reichsfürsten das Recht der Königswahl für sich in Anspruch. Die Beschränkung der Königswähler auf eine so engbegrenzte Zahl war aber gefährlich für des Reiches Größe und Wohlfahrt. Denn die Kurfürsten benutzten bei jeder Neuwahl ihre Befugnis dazu, für sich und ihr Land Vorteile herauszuschlagen. Man nannte die Bedingungen, die der Nezuwählende sich gefallen lassen mußte, Wahlkapitulationen. So zwackten sie Stück um Stück von des Kaisers Purpurmantel ab und ihre eigene Schlepppe ward immer länger. Die Kaiser selber suchten, da ihre Kaisermacht immer mehr zerschwand, dafür ihre Hausmacht desto mehr zu vergrößern und handelten dabei ebenso selbstsüchtig wie ihre Wähler. Diese gingen gelegentlich so weit in ihrer Eigensucht,

dass sie Grund hatten, mit der Wahl eines ausländischen Fürsten zu drohen, wenn der deutsche Kandidat nicht auf alle ihre Forderungen eingehen wollte. Ja sie verhandelten schließlich — der Westfälische Friede gab ihnen das Recht dazu — im Krieg und im Frieden mit Mächten des Auslands, schlossen mit ihnen offene und geheime Verträge und Bündnisse, zuletzt auch gegen Kaiser und Reich. Die vielen kleinen Staaten, die weltlichen und geistlichen Fürstentümer und freien Städte, in deren buntes Gewimmel sich das Reich aufgelöst hatte, handelten ebenso „national“ wie die großen Reichsfürsten. Von Berachtung gegen dieses Reich erfüllt, zertrümmerten zuletzt die beiden Großmächte Österreich und Preußen die wankende Ruine. Ja, Sondergeist hat Karls des Großen herrliche Stiftung zerstört; es war politischer Partikularismus in seiner abschreckendsten Gestalt. Aber finden wir in den Jahrhunderten, wo jener langsame Verfall vor sich ging, etwas von dem natürlichen Sondergeist der Stämme wirksam? Dass Gott erbarm! Hatte nicht vielmehr die furchtbare politische Zersplitterung, hatte nicht vielfach religiöse Spaltung gerade die alten Stammesgebiete auseinander gerissen und ihren Bewohnern das gemeinsame Stammesgefühl genommen, ohne ihnen dafür deutsches Nationalgefühl zu geben?

Aber da höre ich schon einen sagen: „Das ist's eben! Hätten nicht die deutschen Stämme auf ihr Sonderbewusstsein sich so viel zu gute getan, so wäre trotz der elenden Kleinstaaterei und der noch elenderen Fürstenpolitik Deutschland nicht so tief gesunken. Sie hätten sich eben als Deutsche und nur als Deutsche fühlen sollen!“

— — Es war einmal irgendwo ein liebliches Tal, berühmt durch seine Fruchtbarkeit wie durch den Fleiß seiner Bewohner. Darinnen lagen fünf Gemeinden. Die erste hatte ihren Grund und Boden dem Flusse zunächst; auf ihren Wiesen weideten die schönsten Herdentiere. Auf schwerem, fettem Boden bauten die Bewohner der zweiten Gemeinde von altersher köstlichen Weizen. Die Leute des dritten Ortes hatten vor Jahrhunderten durch unermüdlichen Fleiß ihren Grund zur Gartenerde umgeschaffen und ihre Enkel zogen die schönsten Blumen und die zartesten Küchenkräuter. Fruchtbäume drängten sich an Fruchtbäume auf dem hügeligen Gebiet der vierten Gemeinde und bogen sich im Herbst unter dem Segen ihrer rotbackigen Früchte. Und wo endlich der Rand des Tales, der nach Mittag schaute, zur steilen Lehne sich emporhob, da gedieh unter dem heißen Sonnenstrahl die edle Rebe; die Bewohner der fünften Gemeinde wußten nicht anders, als dass ihre Väter schon immer Winzer gewesen seien. So rührmte man denn dieses Tal bald wegen seines Ackerbaues, bald wegen seiner Viehzucht, bald auch wegen seines Obstbaues, oder ob seiner Gärtnereien, oder endlich wegen seiner auserlesenen Weine. Da kam nun einmal ein Geschlecht, dem das Erbe der Väter nicht mehr genügte. Jede der fünf Gemeinden glaubte ihrem eigenen Besten und dem Ruhm des Tales zu dienen, wenn sie von nun an all das betriebe, was den Gesamtruhm des Tales auss machte. Die Wiesenbesitzer arbeiteten einen Teil ihrer Gründe in Weizenboden

um, ein zweites Stück ward mit Obstbäumen bepflanzt, auf einem dritten legten sie Gemüsegärten an, ein vierter Teil ward gar mit Reben bestockt, und nur auf dem Rest des Grundes betrieben sie die alterererbte Viehzucht weiter. Ähnlich taten die anderen Gemeinden. Aber siehe! Schon nach kurzer Zeit ging es in dem Tal nicht mehr recht vorwärts und nach mehreren Jahren war Reichtum und Ruhm fast vergangen. Da traten die Dorfleute aller fünf Gemeinden zu einer Beratung zusammen und es erhob sich einer unter ihnen und sprach: „Freunde, wir haben nicht wohl getan, daß wir mehr sein wollten als unsere Väter. Wir hätten uns glücklich und stolz fühlen sollen beim angestammten Erbe. Nicht jede Gemeinde von uns kann das sein, was unser ganzes Tal ist. Lasset uns wieder zu unserem Sonderberuf zurückkehren, und unsere gemeinsame Heimat wird das alte Ansehen, wir aber werden unseren Reichtum wieder gewinnen!“ —

Ihr merkt schon, liebe Landsleute, was der Sinn dieses Gleichnisses ist. Ihr wisst, daß ein Hauptkennzeichen deutschen Wesens und deutscher Begabung die Vielgestaltigkeit ist. Das deutsche Wesen setzt sich aus wundersam verschiedenen Bügeln zusammen und seine Begabung geht in alle Weiten und in alle Tiefen. Nennt mir ein Feld menschlicher Betätigung, das sich der Deutsche nicht erobert hätte! Aber nicht alle Stämme unseres Volkes besitzen alle Gaben gleichmäßig: jeder hat seine besonderen Tugenden und jeder muß wuchern mit seinem Pfunde. Wollen aber die Angehörigen der einzelnen Stämme nichts sein als Deutsche und einem schwer fassbaren, ja eben wegen seiner Vielgestaltigkeit merkwürdig farblosen Ideal nachstreben, so erweisen sie dem deutschen Volk einen ebenso wenig dankbaren Dienst wie jene Talbewohner ihrer Heimat. Der Franke und der Baier und der Schwabe, der Thüringer und der Sachse: jeder sei sich vor allem des eigenen Stammestums bewußt, pflege die Stammestugenden, kämpfe gegen Stammesfehler, ehre das Andenken und das Erbe der Ahnen und trete dann in der Stunde der Gefahr, furchtbar und groß durch seine Eigenart, mit den Bruderstämmen dem gemeinsamen Feind entgegen: Schild sei der eine, Speer der andere, Helm der dritte, Schwert der vierte!

In seinem deutschen Heerbannlied läßt der schwäbische Dichter Hermann Dingg je einen Vertreter der vier großen deutschen Stämme seiner Eigenart sich rühmen. Der Sachse spricht sich selber Ernst und Schlichtheit, der Schwabe sich die Gabe des Liedes und hohen Mut in der Feldschlacht zu, der Baier röhmt sich seiner Löwenstärke und seiner Treue, der Franke seines fröhlichen Sinnes und seiner stahlharten Brust. Dann aber sprechen sie vereint:

„Nach Ost, Süd, West, Nord steh'n wir vier
Zum Schutz der deutschen Eiche,
Und rauscht St. Michaels Panier,
Sind unsere Schwerterstreiche
Ein Hort dem Reiche.

Die Feinde schicken wir nach Hause
Bedeckt mit Blut und Schrammen,
Und kommt die Hölle selbst zum Strauß —
Wir lachen ihrer Flammen
Und steh'n zusammen!“

Franken, das sei unser Partikularismus!

Speyer, im Februar 1915.

Dr. Peter Schneider.